

Eine Albiswanderung

Autor(en): **Fries, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eine Albiswanderung

Im Lichte eines sonnigen Tages wieder einmal die ganze Albiskette durchmarschieren! — Rasch wurde der schöne Gedanke zum Entschluß, und frisch und froh machte ich mich auf den Weg.

Bis zum Albisgütli erlaubte ich mir zur Ersparung der etwas langweilig sich dorthin biegenden Straße die Trambahn. Einige Schützen führen denselben Weg, um dort ihr Pflichtschießen zu absolvieren. Dann stieg ich allein bergan. Durch die Stämme der Tannen und Buchen schimmerte sonnenbeglänzt das liebe Zürich herauf; weißgolden ausgebreitet schmiegte sich das Häusermeer an die klarblauen Fluten des lieblichen Sees. Fernher aus den Kirchtürmen klang ein friedlich-trautes Läuten, die Sonntagmorgenglocken. Dazu, in erfrischemdem

Windhauch, zischelte lebendig das welke Laub des Vorjahres um meine Wanderfüße, und ein würziger Duft umfächelte mich in leisen Wellen. Ich fühlte mich glücklich. Wie schön ist doch die Welt! — Bald hob von unten das Knallen aus den Schießständen an, und mit tausendem Gepfeife nahmen die Wälder des Uetlibergs das Gefnatter in ihre grüne Herrlichkeit auf. Die Sonntagruhe empfand ich dadurch keineswegs zerstört, übten diese Schützen doch für das Vaterland.

Als ich bei der Annaburg auf den Höhenkamm trat, marschierte gerade ein Knabe vorbei, den Rock über die Schulter geschlagen, Feldflasche umgehängt, die flinken Füße in währschaftigen Schuhen, in der jugendlichen Faust den

Wanderstab, Kopf hoch mit frischroten Backen. Selbstbewußt, sich selbst genug, marschierte er allein, singend und froh vor mir her, bald in Schatten des Laubes tauchend, bald bestrahlt von der Sonne. Und schon war das wackere Kerlchen meinem Blick entschwunden und ein gutes Stück voraus. — Da erwachte in mir Knabenlust, — ich wollte es ihm gleichtun, ihn einholen, ihn ü b e r holen, noch schneller vorwärtskommen als er. Das ginge doch wohl noch!? Ei, warum nicht. Da heißt es nur, der bedächtigen Vernunft des gesetzteren Alters einmal durchzubrennen. Also los: Marsch! links-rechts! links-rechts!... ihm nach! — Bei der „Fältsche“, an welcher mein Vorläufer natürlich nicht vermochte vorüberzugehen, ohne einige Zeit herumkletternden Burschen interessiert zuzusehen, sah er mich auf einmal rückwärts an sich vorbeistolzieren. Das durfte nicht sein, und schon hörte ich den Jungen mit wie wütenden Tritten hinter mir herstapfen. So gingen wir in stillem Einverständnis auf den Wettkampf ein. Einzuholen war ich jedoch nicht. Aber auf der „Balder“ gewährte ich mir ein Glas Milch zur Erfrischung und — meinem Rivalen einen Vorsprung. Den nützte er aber auch gewaltig aus. Erst kurz vor dem „Albis“ konnte ich ihn einholen, denn dort saß er gemütlich an einer schattigen Wegböschung bei freiem Blick auf den See hinab und nahm nun seinerseits eine Stärkung zu sich. Soeben setzt er die Feldflasche an den Mund, als er mich herankommen sah: ein rascher Schluck noch, einen großen Bissen Brot in den Mund geschoben, Rest wieder ins Papier gewickelt, Jacke übergeworfen, Stock gefaßt, — auf und davon! Aber schon war ich an ihm vorbei. Sein Ehrgeiz war nun zum äußersten angestachelt, aber er kämpfte brav, es gab da kein Springen hintenherum; es ging Schritt vor Schritt über knorrigen Pfad, über Stock und Stein. Zuweilen hörte ich ihn mit seinem Stock in aufgewühltes Laub schlagen, daß es erregt umherstob. So trabte er dicht hinter mir drein. Aber ich saß zuerst auf der Bank des Aussichtstürmchen „Hochwacht“, hatte also für diesmal gewonnen. Kindisch war's und doch so schön! Lachend kehrte ich nun dem Knaben mein Gesicht zu, als er auch anlangt, und da ich dachte, des

bitteren Kampfes könnte nun genug sein, klopfte ich ihm auf die Schulter und sagte: „Mached mer eigetli no witer Günnis? Mer chöneds ja beedi glich guet!“, was er mit großer Verlegenheit errötend, als ob er für unschönes Tun gerügt worden wäre, quittierte, dann aber wie verärgert stammelte: „I werde wohl au dörfe luege, daß i vorwärts chumme.“ Damit war seinerseits der Wettkampf nicht beendet, und währenddem ich die Blicke über den Zürichsee hüben und den Zugersee drüben gleiten ließ und dann noch die Alpen im leichten Nebel zu entschleiern suchte, war mein Jungknab bereits wieder in grünem Busch auf dem nun immer schmaler werdenden Pfad verschwunden. Aber ich dachte ihm nun die Siegespalme zu gönnen und verfolgte meinen Weg in ruhigem Spazierschritt. Erst ging's bergab und dann wieder ziemlich steil bergan. Auf der Anhöhe, die ich erklimmte, kam eine zerfallene, bemooste Steinmauer zum Vorschein. Oben angelangt, sah ich hinter dieser Ruine, an die Wand gelehnt, meinen jugendlichen Helden stehen. Diesmal machte er ein etwas dummes Gesicht und lächelte mich verdattert an. Er war fehlgelaufen und — ich auch. Auf die „Schnabelburg“ wollen wir ja beide nicht, sondern direkt aufs „Albishorn“. Immerhin konstatierte mein Konkurrent nun lächelnd: „Ich bin aber zerächt da obe gsi“, und ich begütigte: „Säb isch sicher, du häsch gunne!“ — Damit wurde dieser Wettkampf abgeschlossen und, beidseitig mit sich zufrieden, stiegen wir nun freundschaftlich nebeneinander, oft sogar neidlos hintereinander, die letzte steile Höhe auf unserem Marsche hinan.

Vom Albishorn zogen wir gleich weiter, wieder talwärts, bis hinunter zum „Schweikhof“, wo ich eines guten Glases süßen Most und eines rassigen Bauernschüblings sicher war. Da ließen wir uns nun nieder, der tapfere junge Zürihegel als mein Gast; an Hunger und Durst hatte es uns wahrlich nicht gefehlt.

Und nun erzählte mir der Bursche nach behutsamem Fragen von seiner fleißigen Mutter, die schwere Sorgen zu tragen habe und von zwei jüngeren Geschwistern, die im Waisenhaus Aufnahme fanden, da der Vater vor kurzer Zeit gestorben sei, — dann wieder vom Handwerk, das

er erlernen wolle — er war sechzehn Jahre alt und bereits in einer Lehre. Er zeigte mir auch mit Stolz die Uhr seines Vaters, die er nun tragen dürfe, und an der Kette sah ich den Schützentaler vom Anabenschießen glänzen. Da ich mich für alles interessierte, wurde er immer gesprächiger und vertrauter. Als er dann plötzlich aufbrechen wollte, denn er wollte den Rückweg durch das Sihltal auch zu Fuß machen, entschloß ich mich, dasselbe zu tun, obwohl ich vorhatte, ab Sihlbrugg per Bahn in die Stadt zurückzufahren. Da war seine Freude groß. Und auf seine Mahnung: „Über dänn gömer jetzt, suscht chum i z' spat hei“, zogen wir ausgeruht und neugestärkt los mit dem Vorsatz, ohne Unterbruch bis nach Zürich zu marschieren. Wir schauten auf unsere Uhren, denn, nachdem wir heute so aufs Rekordlaufen eingestellt waren, mußte natürlich festgehalten werden, wie lange wir zur Zurücklegung dieser Strecke brauchten.

Die gegenüberliegenden waldigen Uferhänge an der Sihl leuchteten in abendlicher Pracht, dann stieg der Bergschatten immer höher und höher, und bald gingen wir in grauer Dämmerung. Nach einer Stunde Wegs schimmerte aus einzelnen Häusern Lampenlicht, und dann kam die Nacht. Schwärzen, Lachen, Tanzen, Singen, da wo Menschen wohnten, tiefes Schweigen auf der einsamen, durch einen wunderbaren Sternhimmel matt erhellten Landstraße.

Während dem Durchschreiten von Ortschaften blieb mein Begleiter ruhig, denn da hatte er Gruppen vergnügter Sonntagsleute zu beobachten, auf offenem Wege aber wurde er jemeilen lebhaft und gesprächig. Er ging immer mehr aus sich heraus, frug dies und jenes und begann das Gebiet seiner Betrachtungen immer mehr zu erweitern. Er kam auf Schlachten zu reden aus der Schweizergeschichte, schimpfte auf einen Onkel, seinen Vormund, der von vaterlandsfremden Rumpanen „umgebracht“ worden sei, nachdem er vorher doch so gescheit gewesen wäre, schwärmte vom Militär und sagte, er werde trotz dem Unwillen seines Onkels nächstens einen militärischen Vorunterricht mitmachen, donnerte mit geballter Faust gegen Antimilitaristen und erzählte, er habe sich oft schon deshalb mit anderen Lehrbuben, die auch so „windige Füsel“ seien, geprügelt. — Ein helle, heimatgetreue Begeisterung sprach aus allen seinen leidenschaftlichen Ausbrüchen.

Nach 8 Uhr trennten wir uns im Sihlhözli voneinander, die Beine etwas ermüdet, im Gemüt wir beide aber durch und durch erfrischt. Kräftig schlug ich in die dargebotene Anabehand, und in mir sang es:

... Heil dir Helvetia,
Hast noch der Söhne ja ...

Willy Fries.

IM MOOR

Carl Wepfer

Ein Wäldchen dort, ein See, nur klein,
Von Schilf und Erlen still umsäumt,
Ein Hügel steht im Land verträumt,
Vom Felde duftets süß herein.

Der Abend dunkelt schwer herab,
Am Himmel loht die letzte Glut
Und auf den Aeckern liegts wie Blut
Von einer Walstatt Riesengrab.

Wenn irgendwo ein Licht gebrannt
Aus einem stillverträumten Haus
Verschwindet's wieder und löscht aus,
Ein Zug rollt ferne durch das Land.